

Neue Aspekte der Ungleichheit

Stefan Liebig (GWP): Interview mit Professor Steffen Mau,
Humboldt-Universität zu Berlin

Liebig: In Ihrem kürzlich erschienenen Buch „Das metrische Wir: Über die Quantifizierung des Sozialen“ vertreten Sie die These, dass durch die vielfältigen Praktiken des Zählens und des Erstellens von Rankings eine Numerokratie im Entstehen ist, die auch die bestehende Ungleichheitsordnung verändert. Wie muss man sich das vorstellen?

Mau: Ja, es gibt eine ganze Menge neuer Praktiken des Klassifizierens, Bewertens und Vermessens, die wir vielleicht vor 25-30 Jahren noch nicht hatten, die nicht nur Fragen der Arbeitsproduktivität berühren oder allgemeine Klassifikationspraktiken, wie wir sie z.B. bei den Berufen oder auch Schul- und Bildungsabschlüssen haben, sondern sich jetzt auch in Bereiche hineinentwickeln, die man normalerweise mit privaten oder persönlichen Lebensumständen in Verbindung bringt. Also Fragen der Gesundheit, der Bewegung, der Konsumententscheidung, des Verhaltens im Internet. All das wird jetzt benutzt, um Individuen zu klassifizieren und daraus dann auch bestimmte neue Formen von Marktbewertungen herbeizuführen. Und die grundsätzliche These ist, dass über diese Praktiken der Quantifizierung dann wiederum Lebenschancen zugewiesen werden, indem wir dann auf Märkten bestimmte Vorteile genießen können, z.B. andere Preise zahlen müssen für bestimmte Leistungen oder auch weil wir diese Zahlen als eine Art von Reputationskapital nutzen können, das uns dann wiederum hilft, unsere Marktchancen zu verbessern.

Liebig: Und wie verändert sich damit die bestehende Ungleichheitsordnung?

Mau: Wenn man sich den Gesundheitsbereich beispielsweise anschaut, da hatte man früher eine Art von binärer Kodierung: Man war entweder gesund oder krank. Heute



Prof. Dr. Steffen Mau
Institut für Sozialwissenschaften
Humboldt-Universität zu Berlin



Prof. Dr. Stefan Liebig
Direktor des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) und
Mitglied des Vorstands des Deutschen Instituts für
Wirtschaftsforschung (DIW Berlin)

haben Sie eine Verbreitung von Gesundheitsscores oder auch digitalisierten Gesundheitsbewertungen, wo ganz viele Aspekte, Ihre Ernährung, Ihr Schlafverhalten, Ihre Vitalwerte, Ihr Bewegungsverhalten gemessen werden. Das wird dazu genutzt, um Sie z.B. risikomäßig einzustufen. D.h. Sie haben dann keine pauschalisierten Risikoklassen mehr, die nur unterscheiden, ob Sie männlich oder weiblich sind oder in welcher Straße Sie wohnen, sondern sehr differenzierte, sehr genaue individualisierte Gesundheitsdaten und -profile, die darüber entscheiden, wie viel Sie für eine Versicherung zahlen müssen. Ähnlich können Sie das im Bereich der Autoversicherung sehen. Welchen Versicherungsbetrag Sie zahlen müssen, hängt dann nicht mehr davon ab, welches Auto Sie fahren und in welcher Stadt Sie wohnen oder ob Sie verbeamtet sind, sondern Ihr tatsächliches Fahrverhalten wird im Zuge der zunehmenden Vernetzung von Fahrzeugen ausgelesen und kann dann wiederum benutzt werden, um Sie risikomäßig richtig einzustufen und anzusprechen.

Liebig: Gerade dieses Beispiel mit der Autoversicherung ist doch ein Beispiel, wo man sagen kann: Das ist doch toll, ich muss jetzt nicht mehr für die Fehler anderer zahlen, sondern bin jetzt nur noch selbst verantwortlich. Es sind also nicht nur Nachteile, sondern auch Vorteile dieser Quantifizierung verbunden.

Mau: Das sehe ich auch so, notwendigerweise kann man das immer zweiseitig verstehen. Ich würde auch nicht sagen, dass es jetzt zu einer Vergrößerung von Ungleichheit kommt, sondern eher zu einer Gestaltveränderung im Hinblick auf die Art und Weise, wie wir Ungleichheit sehen und verstehen. Die alte Ungleichheitsordnung hat in sehr groben Kollektivkategorien gedacht. Da ist man sozusagen ein für alle Mal darauf festgelegt worden, welchen Bildungsstand man hat oder welcher Klasse oder Schicht man angehört. Heute geht das viel differenzierter vonstatten. Manche Personen würden auch sagen, das ist deutlich gerechter, weil ich eben als der behandelt werde, der ich tatsächlich bin. Und das verstehen viele auch als eine zunehmende Rationalisierung von Statuszuweisungsprozessen.

Das ist in einer Hinsicht richtig, in einer anderen Hinsicht kann man sagen, dass diese Daten so etwas wie Reputationskapital sind. Hier weiß man, dass eine gute Reputation immer bestimmte Aufmerksamkeitsvorteile mit sich bringt, vor allen Dingen wenn es sich um Sichtbarkeitsordnungen handelt, die auch für Dritte einsehbar sind. Das kennen wir aus dem wissenschaftlichen Bereich sehr gut: Wenn man als Autor schon einigermaßen gut zitiert ist und man publiziert etwas Neues, dann ist es ganz unabhängig vom Inhalt wahrscheinlicher, dass man mehr wahrgenommen wird und auch mehr zitiert wird.

Liebig: Also dieser Matthäus-Effekt.

Mau: Forschungen haben z.B. die Rankings von Law-Schools in den USA untersucht, und da gab es einen Anfangsunterschied zwischen Yale und Harvard. Yale hatte zu Beginn minimal die Nase vorn. Und zu was führt das? Yale bekommt die besseren Bewerbungen und die besseren Studierenden. Die wollen gerne zur Nummer 1 und nicht zur Nummer 2. Das führt dazu, dass Yale bessere Sponsoren bekommt, so dass sie bessere Professoren rekrutieren können, und in der Folge, wenn man das mehrere Runden macht, führt das dazu, dass der kleine Anfangsunterschied sich stark vergrößert. Das ist eigentlich wie eine selbsterfüllende Prophezeiung, irgendwann sind die beiden dann tatsächlich so weit voneinander entfernt, weil diese Reputationsdifferenzen eben auch bestimmte Erträge abwerfen, die wieder dazu genutzt werden können, einen einmal vorhandenen Vorteil nochmal auszubauen.

Liebig: Das ist ja etwas, was nicht von oben nach unten durchgegeben wird, sondern das entwickelt sich ja auch deswegen, weil die Menschen mitmachen und das gut finden. Es muss ja einen gewissen Reiz für den Einzelnen haben, sich auf diese Zahlen, Rankings und Scores einzulassen.

Mau: Menschen sind Vergleichswesen, wir vergleichen uns gern. Schon Kinder tun das in der Schule und von daher gibt es ein generelles Vergleichsinteresse. Aber es gibt historisch und auch zwischen den Gesellschaften eine extrem große Varianz, wie intensiv eigentlich Vergleiche stattfinden und wie sie organisiert werden. Und Digitalisierung ist für mich erst mal eine technologische Basis, um Vergleiche numerischer Art herzustellen und möglich zu machen. Zudem vertrete ich die These, dass es die Mitmachbereitschaft der Gesellschaft braucht. Technologie entwickelt sich nicht von alleine, sonst vergeht sie wieder oder wird nicht gesellschaftsmächtig und -wirksam. D.h. die Leute müssen selbst ein Interesse daran haben, sich über Zahlen gesellschaftlich zu orientieren. Zahlen haben ja große Vorteile. Sie reduzieren Komplexität, sie machen unvergleichbare Dinge vergleichbar, sie können auch Informationen vom Ursprungskontext immer weiter transportieren und in neue Vergleichskontexte hineinstellen. Also es ist eine enorme Ordnungsleistung, die durch Zahlen realisiert werden kann. Deswegen greifen wir auch sehr gerne darauf zurück. Bei der Digitalisierung gibt es ein großes Interesse mitzumachen, weil es eben auch neue Möglichkeiten des Konsums, der individuellen Vernetzung, des Zugriffs auf Informationen gibt. Sobald man ein mobiles oder digitales Gerät einschaltet, sind über einen selbst schon sehr viele Daten generiert worden. Vermutlich machen wir das auch, weil wir glauben, dass der Nutzen größer ist als der potenzielle Schaden.

Liebig: Das wird ja so durchaus als Erhöhung der Wettbewerbsfähigkeit und des Wettbewerbs beschrieben. Bedeutet dies, dass Marktmechanismen jetzt voll wirken können und soziale Schließungsprozesse, durch die Wettbewerb verhindert wird, weniger wirksam werden?

Mau: Teilweise ist das so. Dem würde ich auch zustimmen. Aber eben nur teilweise. Es gibt andere Beispiele, da kann man sagen, vielleicht ist jetzt die Technologie noch nicht soweit, wo Algorithmen im Prinzip Schließungen noch mal zementieren. Hier gibt es kritische Arbeiten von Leuten dazu, die selber Datenanalysten sind, die zeigen, dass Algorithmen zum Teil dazu neigen – insbesondere wenn sie sehr breitflächig genutzt werden – die Realität an ihre Modelle anzupassen. Ein Beispiel sind Algorithmen, die US-Richter nutzen, um Kautionen oder frühzeitige Entlassungen zu bestimmen. Dazu brauchen sie Informationen über die Rückfallwahrscheinlichkeit. Da kann man sehr genau sehen, dass z.B. rassistische Diskriminierung durch diese Algorithmen nochmal verstärkt wird. Die werden eben nicht beseitigt und viele Algorithmen bieten keine Falsifikationsmöglichkeiten mehr. Das heißt, die Personen werden nicht früher entlassen und sie können auch nicht nachweisen, dass sie eigentlich nicht rückfällig geworden wären. Metastudien, die es dazu gibt, zeigen sehr deutlich, dass es da sehr starke Fehlschätzungen gibt, einerseits. Andererseits haben natürlich diese Quantifizierungen auch die Möglichkeit zur Emanzipation. Also es können Leistungen sichtbar gemacht werden, die vorher unsichtbar gewesen sind, und es gibt auch Gruppen, die in solchen Wertigkeitsordnungen, wie ich das nenne, deutlich besser dastehen als man gemeinhin annimmt. Also es gibt beides. In welchem Maße sich das ins Verhältnis setzt, das kann ich auch nicht ganz genau sagen. Aber es gibt beide Tendenzen, die da vorhanden sind. Was die Wettbewerbsfähigkeit angeht, kann man immer fragen,

wo der Wettbewerb eigentlich stattfindet? Ja zunächst mal auf dem Markt. Und wenn man in anderen Bereichen Wettbewerb inszenieren möchte, dann braucht man im Prinzip Vergleichsdaten. Das brauchen Sie, wenn Sie Krankenhäuser, wenn Sie Gefängnisse miteinander vergleichen, Tankstellen oder Autobahnraststätten. Überall brauchen Sie Vergleichsdaten zur Inszenierung von Wettbewerb. Und deswegen kann man eben davon ausgehen, dass der massenhafte Gebrauch von Indikatoren und Daten die Wettbewerbsfähigkeit in Bereiche trägt, wo sie vorher eben nicht so stark etabliert gewesen sind.

Liebig: Und was heißt das jetzt für die Ungleichheiten in so einer quantifizierten Gesellschaft?

Mau: Zunächst einmal, dass wir mehr Ungleichheiten haben, die sich an Zahlen und Reputationswerten, Scores, Ratings, Rankings festmachen. Dass Menschen sich auch darauf ausrichten, diese Arten von Zahlen für sich zu optimieren. In der Wissenschaft sind Zitationsindizes und Impact-Faktoren auch sehr populär. Vor 20 oder 30 Jahren war den Leuten auch schon wichtig, ob sie gut positioniert sind in einem Feld oder nicht. Aber sie haben das vielleicht nicht so stark an bestimmten quantitativen Indizes festgemacht. Und das, glaube ich, gibt es in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen. Dass wir einerseits diese Zahlen, Scores und Rankings stärker zur Leitwährung machen und andererseits aber auch verstärkt diese Konzentrationseffekte haben. In der Soziologie gibt es ja den Begriff „The-winner-takes-it-all-Märkte“, wo die Spitzen sehr viel Aufmerksamkeit bekommen, die anderen Marktteilnehmer aber eigentlich nicht sichtbar sind. Das kann man bei den Bewertungsportalen wunderbar sehen, wo Hotels oder Restaurants bewertet werden. Wenn sie nicht unter den ersten fünf oder zehn sind, dann finden sie eigentlich nicht statt, weil 90% aller Interessenten sich eben an den ersten in dieser Rangordnung orientieren, obwohl möglicherweise Differenzen zu den anderen nicht erheblich sind, vielleicht sogar rein zufällig zustande kommen. Deswegen müssen sich alle Hotels und Restaurants darum bemühen, möglichst gute Ratings zu bekommen, dass sie, wenn es geht fünf oder viereinhalb Sterne haben, um überhaupt in der Rangliste oben aufzutauchen.

Liebig: Das wird aber so beschrieben, als wäre das ein Prozess, der selbst läuft. Gibt es irgendwelche gesellschaftliche Steuerungsmöglichkeiten?

Mau: Da bin ich selber noch ein bisschen vorsichtig, weil man das nicht endgültig beurteilen kann. Digitalisierung ist eine Antriebskraft oder auch eine Möglichkeitsbedingung. Das andere Antriebsmoment steht mit dem Prozess der Ökonomisierung in Zusammenhang. Das ist auch ein politisches Programm: Man möchte im Prinzip auch jede Kultureinrichtung mit Indikatoren bewerten und vergleichbar machen. Neulich bei einer Konferenz, da gab es auch eine App, und jeder Vortrag und jeder Vortragende wurde einzeln geratet. Wenn man die Leute fragt, wie das eigentlich zustande kommt, dann sagen die, wir kriegen öffentliches Geld und müssen nachweisen, dass das gut ausgegeben wird. Ein möglicher Nachweis oder auch Ausdruck der Qualitätssicherung ist, indem man die Leute selbst befragt und Bewertungen machen lässt. Das ist letztlich ein politisches Programm, das könnte man aber auch anders gestalten. Man könnte die gesellschaftlichen Felder einzeln durchgehen und fragen, ginge es auch anders? Aber wir haben eine starke Neigung dazu, auf Zahlen zu vertrauen. Es gibt so etwas, was ich das kalte Charisma von Zahlen nenne, dass uns Zahlen für Vergleiche neutraler, objektiver und besser geeignet erscheinen, als verbale Urteile oder unser Bauchgefühl. Und das werden wir, glaube ich, kaum überwinden können.

Liebig: Kommen wir vielleicht noch zu dem, was uns im Moment beschäftigt. Wir hoffen, dass sich bald eine Bundesregierung bildet. Was wären aus Ihrer Sicht die ungleichheitsrelevanten Herausforderungen für die nächsten vier Jahre?

Mau: Eine große Diskussion haben wir angesichts von Brexit und den neuen rechtspopulistischen Parteien im Hinblick auf die sogenannten neuen sozialen Verwerfungen. Das sind die Spaltungslinien zwischen urbanen metropolitanen Zentren und ländlichen Räumen, aber zum Teil auch Spaltungslinien zwischen unterschiedlichen Bildungs- und Statusgruppen. Beides ist eine gesellschaftliche Polarisierung, die etwas querliegt zu den klassischen Oben-Unten-Polarisierungen, die wir schon länger diskutieren. Wir sprechen von einer neuen Konfliktlinie, die eben nicht sozioökonomischer Natur ist, sondern soziokultureller Natur. Auf der einen Seite sind diejenigen, die eine kosmopolitische Orientierung haben, Offenheit und ja Diversität predigen, und auf der anderen Seite die Personen, die eher ethnonationalistisch eingestellt sind und den nationalen Schutzraum brauchen. Und das ist etwas, womit man sich, glaube ich, beschäftigen muss. Man muss natürlich auch die klassischen Ungleichheiten nach wie vor im Blick behalten. Das sind Fragen von Polarisierung im Hinblick auf Einkommen oder auf Arbeitsmärkte oder auch im Hinblick auf Fragen der Vermögensbildung und der starken Konzentration von Erbschaften in einer sehr kleinen Gruppe. Auch da hat die Politik letzten Endes sehr viele Steuerungsinstrumente, die sie nutzen könnte, aber die sie bislang nicht ausreichend nutzt. Ich glaube, das sind die wesentlichen Konflikte, um die wir uns bemühen müssen. Aber für beide haben wir letzten Endes keine gut ausformulierten Programmatiken, was auch damit zu tun hat, dass wir uns jetzt in einem anderen gesellschaftlichen Kontext bewegen. Marktintegration, Globalisierung, Massenmigration – das sind alles Bewegungen, die man weder zurückdrehen kann und möglicherweise auch nicht zurückdrehen sollte. Aber das Problem, dass die Rendite der Globalisierung extrem ungleich verteilt wird und auch die Attraktivität von Globalisierungs- und Öffnungsprozessen sehr unterschiedlich gesehen wird, haben wir lange zu stark ignoriert. Das Mantra auch der gesellschaftlichen Eliten, sowohl der wissenschaftlichen wie auch der politischen, wie auch der ökonomischen Eliten, dass Globalisierung zum Nutzen aller ist und man ohne Globalisierung keinen Erfolg haben könne, das hat an Glaubwürdigkeit eingebüßt und damit ist auch der Ball wieder im Feld der gesellschaftlichen Eliten, diese Prozesse neu zu reflektieren.

Liebig: Und wie müssen sie das machen?

Mau: Ich glaube, dass es unglaublich schwer ist, heute eine Befriedungsform zu finden, die solche Polarisierungen wieder aufheben oder wieder institutionalisieren kann, wie wir das früher mit dem Klassenkompromiss hatten. Da sind noch eine Menge sozusagen loser Enden, die noch nicht zusammengebunden sind, und die Alternativen, die jetzt diskutiert werden, also noch mehr Kosmopolitisierung und jeder muss mitmachen versus nationalgesellschaftliche Schließung, die erscheinen mir erst mal sehr unbefriedigend. Ich glaube, es braucht eine mittlere und auch Verbindungsebene, um diese Fliehkräfte besser einzuhegen. Eine Grundvoraussetzung ist erst einmal, dass man wechselseitig besser zuhört und Verständnis für die sehr unterschiedlichen Ängste und auch die Artikulationsform dieser Ängste gewinnt. Aber eine vollständige Lösung dafür habe ich nicht. Im Hinblick auf die sozioökonomischen Ungleichheiten würde ich schon sagen, dass wir da eigentlich an die traditionellen Programmatiken durchaus anknüpfen könnten, also höhere Besteuerung von Erbschaften, vielleicht auch eine weitere Erhöhung des Mindesteinkommens, die Frage des Spitzensteuersatzes. Das

sind auch Dinge, die auf dem Tisch liegen und die durchaus auch dazu beitragen könnten, diese Spannungslinien, die es jetzt gibt, zumindest ein bisschen abzuschwächen.

Liebig: Wir haben gerade so allgemein über das Problem geredet. Das hat ja auch Konsequenzen dann eigentlich für die empirische Forschung und überhaupt für die Ungleichheitsforschung. Wenn diese alten Kategorien nicht mehr greifen, sondern Reputationsscores wichtiger werden.

Mau: Für die Sozialforschung ist das eine schwierige Situation. Sie betreibt einen sehr hohen Aufwand, um an bestimmte Daten heranzukommen. Wenn es sozusagen parallel dazu eine Datenwelt gibt, die zum Teil hunderttausende einzelne Datenpunkte für jedes Individuum bereitstellt und mit denen man auch sehr genau abschätzen kann, wie das zukünftige Verhalten von Personen aussieht – z.B. auf Konsummärkten, auf Partnerschaftsmärkten oder im Hinblick auf das Reiseverhalten – dann stellt sich schon die Frage nach der Bedeutung der empirischen Sozialforschung mit ihren dann doch relativ wenigen wissenschaftlich gesammelten Daten. Wenn die Vorhersagequalität der algorithmischen Modelle deutlich höher ist, wozu benötigt man dann noch theoretisch abgeleitete Erklärungsmodelle? Man muss dann wohl noch stärker theoretische Zugänge mit guter empirischer Forschung verknüpfen, um vielleicht auch Dinge mit einzufangen, die nicht unbedingt aus Daten herauszulesen sind.

Liebig: Müssen sich die Sozialwissenschaften diesen Datenbeständen dann auch öffnen?

Mau: Ich glaube, dass die Sozialwissenschaften solche Daten systematischer einbeziehen müssen, dass sie auch Kompetenz aufbauen müssen. Das gibt es ja schon im Bereich der computational social science. Auch dass wir mehr Personal aufbauen und qualifizieren müssen, das selber z.B. Algorithmen versteht, vielleicht sogar schreiben kann und dass wir natürlich diese Tools, die es da gibt, auch zunehmend nutzen müssen, z.B. Apps auch für sozialwissenschaftliche Datenerhebung, weil wir dann z.B. Mobilität mit Kaufverhalten, mit Familienkontexten, also viele Dinge zusammenbringen können, die einen Reichtum an Daten darstellen, und die uns helfen können, Gesellschaft deutlich besser zu verstehen und zu beschreiben. Wir als Sozialwissenschaftler sind natürlich sehr stark an die Regeln der Forschungsethik gebunden, was uns deutlich einschränkt, während große kommerzielle Unternehmen Daten ununterbrochen abschöpfen und weiterverwerten können.